

Von Russen.

Von einem Parteifreunde, der über ein Jahr lang die Russen in einem Kriegsgefangenenlager beobachtet konnte, wird uns geschrieben:

Die Zeit des ersten stumm erbitterten Aneinanderprallens der Poete ist endgültig vorüber. Heute weicht der eine Gedanke: Schlägt sie zu Boden! immer mehr der Frage: Was sind sie, und was wollen sie? Und dem Suchenden sprudelt eine unerschöpfliche Quelle in den Gefangenenlagern. Wenn schon in der ersten Zeit Fragen hinüber und herüber gingen über Heimat, Familie und Erlebnisse, so ist es heute, wo viele Lager eine Bibliothek oder auch wohl eine Veschalle haben, wo die Gefangenen deutsche Zeitungen lesen dürfen, beinahe unmöglich, allerlei ernsteren Unterhaltungen auszuweichen, vor allem mit den immer diskussionslustigen Russen. Engländer und Franzosen stehen uns näher, lernen kann man am meisten von den Russen. Viele konnten schon deutsch, viele haben es mit angeborenem Sprachtalent bereits erträglich gelernt. Wie kommt das nur, sage ich zu einem, daß ihr fast immer geschlagen werdet, bei den Russen, die ihr zur Verfügung habt? Ja, wie kommt das? Ich will es Ihnen sagen: Zunächst ist infolge unserer Entfernungen und schlechten Straßen eine schnelle Mobilität, eine Auffassung jeglicher Referenzen erschwert, es fehlt uns an Artillerie, unser Offizierkorps, vor allem das Referatskorps, ist minderwertig, unsere Soldaten sind vielfach Analphabeten und infolge dessen haltloser, endlich rächt sich die blutige Juden- und Polenpolitik der russischen Regierung. — Das begreife ich; aber warum kämpft ihr denn weiter, da müßt ihr doch unterliegen? Wir unterliegen? Niemals! Mit dem Augenblick, wo England in diesen Krieg eingriff, war sein Ausgang entschieden, automatisch, mathematisch. Sie alle glauben es mit unerschütterlicher Beharrlichkeit. Trägt England die Schuld an diesem Kriege? Nein, das ist mir die Ansicht der Deutschen. — Wir brechen ab und sprechen vom Bündern. Ich erzähle Ihnen von der maßlosen, ja sinnlosen Deismusfuchung Remels. Ist denn das wahr? O, das kann schon wahr sein, sagt ein Ingenieur, ein studierter Mann. Sehen Sie, alle Soldaten plündern etwas. Die Deutschen sind auch darin systematisch, sie nehmen nur, was sie brauchen können, sie hinterlassen Ordnung. Unsere Leute — ich habe es selber gesehen: In einem Hause stand ein Klavier, keiner ging vorüber, ohne ihm einen Pieb zu versetzen. Wo nichts zu versetzen war, wurden die Zimmer beschmutzt. Gewiß, das ist nicht wie bei den Deutschen, das ist anders, unbändig, wild. — Ist das denn schön? Nein, gewiß nicht, und doch — es bligte in seinem Auge auf; ich fühlte genau, daß russisches Bündern ihm gleich. — Ein Sozialist wird immer darauf ausgehen, das Gemeinsame in allen Menschen zu suchen und zu betonen, aber in solchen Augenblicken drängt es ihn zu der Erkenntnis, daß es irgendwie bedingte Unterschiede gibt, die sich nicht so einfach beiseite drücken lassen, die man begreifen muß, um sie zu ruhen für das eine große Ziel. Man soll nicht glauben, daß jemand seinen Grund hat nur in Luft an Räuberromantik, es quillt aus den Tiefen national-russischen Empfindens, das weit feiner und ausgedehnter ist, als die meisten Deutschen annehmen. Ihr seid gemäßigter, wir rennen uns die Köpfe ein; euer Ideal ist Wille zur Form, wir schwimmen im Maßlosen, unser Genie liegt in der Ausschweifung; ihr sucht die Organisation, wir zerpflegen sie; bei euch ist System, bei uns die Willkür. — So sprechen, so leben sie, die Beobachtung lehrt es. Damit kommt man auch dem Wesen russischer Revolutionäre näher und ihrer Stellung zum Militarismus und Organisation. Der gebildete Russe versteht etwas ganz Spezifisches unter Militarismus, keinesfalls den Popanz, den manche Zeitungen erdichten. Es ist jetzt nicht darüber zu sprechen, aber dies zu sagen, daß den Russen nicht Organisation an sich widersteht, nur eine militärisch gerichtete, von der Hand bestimmter Klassen geleitete. Sehen Sie in den Saal, sagt der eine, wie die Russen lesen. Ich sehe sie: wo der Platz nicht ausreicht, am Boden kauend, an die Wand gelehnt, frei stehend und lesend, zwei, drei Stunden. Sehen Sie wohl, das sind nicht Leser, das sind „die Leser“. Ihr Deutschen lest bewußt, ihr wißt, was ihr damit wollt, ihr wollt vorwärts, ihr wollt Karriere, ihr habt das Ziel. Ihr wählt. Eure Männer sind tüchtig, vorzüglich als Spezialisten, wir können noch nicht ohne sie fertig werden; aber wir Russen lesen alles, Romane und Philosophie, Psychologie und Medizin, Bücher über den Staat und Reisebeschreibungen. Wir denken an nichts, nur an das Lesen. Ich sehe die Leute an, die Bücher holen. Einfache Ruschits (Bauern). Ich frage: Wie gefällt das Buch? Ein gutes Buch, ein ganz vorzügliches Büchlein, leider habe ich das meiste noch nicht verstanden. Viele lesen religiöse Schriften, wobei mancher aus Irrtum den „Apostel“ von Vahr fordert. Er liest das Buch zu Ende. Andere verlangen dem Katalog nach Nummer für Nummer. Ihr Deutschen seid klug, sagen sie, aber ihr habt auch vom Baum der Erkenntnis gegessen. Der Russe ist wie seine Balalaikamusi, schwermütig brütend und

gleich darauf im fiebernden Taumel. Eure Streiks sind organisiert, die unseren sind spontan. Bei euch wird Religion zur Politik, ihr werdet dahin kommen, daß die Ethik abgelöst wird von der Organisation, vielleicht die Ausübung des Miteids einer Vereinigung übertragen wird. Liebt ihr Russen denn Deutschland gar nicht, Deutschlands Wissenschaft und Technik? Ihr kommt doch in Scharen, alle eure Großen lernten bei uns? Doch; wir lieben Deutschland, aber das Deutschland Goethes und der Romantik, Fichtes, Schlegels, Schellings und Hegels. So liebt ihr das Deutschland des Rheinbunds? Deutschland als Leiseal, als Univerfität, aber nicht als Konfurrenz? Wißt ihr nicht, daß auch bei uns seit zwanzig Jahren die Erde hebt, daß es nicht nur eine Entwicklung vom Hunger zur Satttheit, sondern auch vom Sattsein zum verzehrenden Hunger gibt? —

Es sind Bruchstücke, aber sie stimmen nachdenklich. Wer sie liest, mag selber suchen. (2) K. S.

Kleines Feuilleton.

Der April, das Stiefkind unter den Monaten.

Die Menschen sind ein merkwürdiges Geschlecht. Mit dem Gleichmaß finden sie sich am schwersten zurecht, sie brauchen die Abwechslung, auf Regen muß Sonnenschein folgen, sie müssen lieben aber auch hassen können. Nicht einmal das Dugend Monate, aus denen das Jahr besteht, bleibt von Liebe und Haß verschont, und es geht dabei ganz bestimmt nicht immer gerecht zu. Unfreiwillig der beliebteste Monat ist der Bonnemontat Mai und ebenso sicher der unbeliebteste der April. Der muß für alles herhalten. Schon an seinem ersten Tag muß er sich allerlei Scherze gefallen lassen, die man sich sonst nie erlauben würde. Im Sprachgebrauch muß er für alles dienen, was launenhaft sein soll, und doch ist das alles in Wahrheit nur Menschenlaune. Der April ist gar nicht launenhaft, das beweist das Aprilwetter. Das Aprilwetter ist, das weiß natürlich jeder, heiterer Sonnenschein mit verregnetem Regenschirm und die Folge davon der selbstverständliche Schmutz. Auch was gutes und schlechtes Wetter ist, weiß jedes Kind.

Aber, was das Wetter ist, das können die wenigsten sagen. Ich mußte es auch nicht und schlug in meinem Handwörterbuch der Naturwissenschaften nach. Richtig, da stand es: „Das Zusammenwirken der vorstehend erwähnten und besprochenen meteorologischen Elemente bildet das Wetter.“ Nun die vorstehend erwähnten und besprochenen meteorologischen Elemente, das wären die Atmosphäre und ihre Bestandteile (außer Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff natürlich auch sämtliche Edelgase, Argon, Neon, Xenon, Helium), etwa 20 Seiten Wind (mit Wirbeln), ebenso viele Seiten Temperatur (mit Abbildungen und Isothermen), etwa 15 Seiten Bevölkerung (mit Photographien). Es wußte also niemand behaupten können, daß es gerade einfach ist, zu wissen, was das Wetter ist, und da wagt man es noch, diesen komplizierten Begriff durch Verknüpfung mit April noch komplizierter zu gestalten und oben drein den April und das Wetter zu verwechseln.

Das Aprilwetter ist gar nicht im April, sondern am häufigsten im Juli. Köpen in Hamburg hat das Aprilwetter untersucht und benutzte dabei, wie aus seiner Veröffentlichung in der Zeitschrift „Das Wetter“ hervorgeht, in erster Linie die Wetterwechsel, die durch das Erscheinen der Sonne und ihr Wiedererschwinden charakterisiert sind, die sogenannten Sonnenside. Aus dem mühsam zusammengetragenen Material ergibt sich nun, daß der verlästerte April lange nicht so wechselhaft ist wie der sonst für harmlos gehaltene Juli. Sogar September, der wunderlichere Monat Mai, der Juni und August sind dem witterwandeligen April in dieser Beziehung noch erheblich über. Aber nicht nur gemessen an den Sonnenside ist das wahre Aprilwetter im Juli, auch in bezug auf die Zahl der Regenschauer steht der Juli, nicht der April in der ersten Reihe. Bis nun war das Gerede vom Aprilwetter Aberglaube, von jetzt ab wird's Verleumdung.

Volksernährung und Krieg.

Ueber die Frage, ob die Umwälzung in der Nahrungszufuhr zu einer Verschlechterung des Ernährungszustandes und der Gesundheit der Bevölkerung geführt hat, sind in letzter Zeit einige wichtige Untersuchungen von ärztlicher Seite vorgenommen worden, die erfreulicherweise zu einem negativen Resultat führten. Genaue Stichproben über den Ernährungszustand der Bevölkerung in Jena sind von Dr. Sommel vorgenommen worden. Während Gewichtsschwankungen Erwachsener wenig oder nichts ausmachen, müßte eine schädigende Veränderung der Ernährung im Säuglings- und im Entwicklungsalter in einem regelmäßigen Verlauf des Wachstums zum Ausdruck kommen.

Es zeigte sich in Jena, daß die Säuglinge, sowohl die natürlich wie die künstlich genährten im Jahr 1915 genau so gut zunahmen wie früher. Die Angehörigen der Arbeiterklassen aller Altersstufen wiesen Ende 1915 mit geringen Schwankungen daselbe Körpergewicht auf wie die gleichaltrigen der Friedensjahre. Prof. Abel in Jena weist darauf hin, daß der Ernährungs-Schädigungen seiner Ernährung in günstigen Zeitläufen leicht wieder ausgleichen kann, aber Störungen der Ernährung der heranwachsenden Jugend lassen sich nicht so leicht wieder gut machen. Er wünscht daher, daß die Kinder in den Schulen und Kindergärten alle Vierteljahr regelmäßig gewogen und ihre Körperlänge und Brustumfang gemessen werden, auch sollen für die bedürftigen Kinder Fürsorgemaßnahmen getroffen werden. In Potsdam konnte Geh. Rat Roth durch Erhebungen bei Schülern und Schülerinnen feststellen, daß eine wesentliche und ausgebreitete Gewichtsabnahme nicht in Frage kommt. Der körperliche Zustand der Schuljugend wurde von den Schulleitern überwiegend als gut bezeichnet, doch klagten einige Lehrer darüber, daß die Kinder schlechter aussehe als vor dem Kriege, weniger leisten und zerfahren sind. (2)

Shalletons Südpol-Expedition.

Reuter berichtete dieser Tage, daß über das Schicksal der Expedition Shalletons, der den Südpolarkontinent zu durchqueren beabsichtigte, noch keine Nachrichten nach England gelangt seien, und daß man solchen Nachrichten mit Beorgnis und Spannung entgegenstehe. Ein Mitarbeiter des „Vernor-Bund“ meint jedoch, daß einsteilen zur Sorge noch kein Anlaß vorhanden sei. Die Ueberlebenden der letzten Expedition des Kapitäns Scott erreichten Christchurch (Neuseeland) am 20. Februar 1918; Amundsens „Fram“ lief nach einem erfolgreichen Vorstoß gegen den Südpol am 7. März 1912 in Hobart (Tasmanien) ein. Andererseits wurde z. B. die Rückkehr der Nimrod-Expedition (Shalleton) im Jahre 1908 und 1909 erst am 28. März 1909 von Steward Island (Neuseeland) gemeldet, und die „Discovery“, das Schiff der ersten Expedition Kapitäns Scott, erreichte den Hafen von Whittleton sogar erst nach zweijähriger Abwesenheit am 1. April 1914. Der Monat März ist die stürmischste Jahreszeit in der Südsee und wenn es auch einem Schiff unter günstigen Umständen gelingt, Ende Februar aus der Eisregion zu kommen, so kann es immer noch 40 Tage dauern, bis es einen australischen Hafen erreicht. Shalletons Expedition reiste im August 1914 nach dem Süden ab. Am 30. November sandte Shalleton die letzten Lebenszeichen von Südgeorgia; seither hörte man nichts mehr von der Expedition. Shalletons Hauptziel war, den Vektorkontinent vom Weddellsee zum Koffsee zu durchqueren. Die kürzeste Entfernung von See zu See beträgt 1700 Meilen, und mehr als die Hälfte dieser Strecke führt durch bis jetzt unersorfchte Gebiete. Alle früheren Südpolexpeditionen, die Amundsens und Scotts begriffen, nahmen ihren Ausgang vom Koffsee. Shalleton beabsichtigte auf seinem langen Marsch einmal auszufahren, und zwar im Anfang des letzten Monats November. Dann schätzte er, würde er bis zur Durchföhrung der Durchquerung noch vier Monate brauchen. Den Südpol hoffte Shalleton um Weihnachten zu erreichen; welchen Weg er dann einschlagen sollte, hing von den Umständen ab. Es ist möglich, daß er den Spuren des Kapitäns Scott folgte und dem Denmal einen Versuch abstattete, das über den Ueberresten des beidenmütigen Führers und seiner zwei Kameraden von der Erlageexpedition im November 1912 errichtet wurde. Wenn es Shalleton und seinen Genossen gelungen ist, den Kontinent zu durchqueren, werden sie geographische Probleme von großer Wichtigkeit gelöst haben. . . .

Notizen.

- Vorträge. In der Urania wird am Montag, den 3. April, abends 8 Uhr, ein Vortrag unter dem Titel: „Von allen Fronten der österreichisch-ungarischen Armee“ stattfinden, dessen Lichtbildmaterial vom Kriegsministerium in Wien zur Verfügung gestellt ist.
- Kunstchronik. Gemälde von Oskar Kokoschka und Ottomar Rubin, den beiden österreichischen Expressionisten, sind im Sturmalal, Potsdamer Str. 134a, ausgestellt.
- Die Kriegsausstellung ist noch bis Ende April verlängert.
- Die Arbeitervorlesungen der Humboldt-Akademie Freie Hochschule beginnen vom 10.—14. April. Es finden folgende Vorlesungen statt: „Vollstied und Volkskunst“, Oberlehrer P. Schmidt; „Der Ring des Nibelungen“, Dozent G. Ernest; „Einführung in die Nationalökonomie“, Dr. F. Vordorff; „Der elektrische Strom und seine Wirkungen“, Dr. H. Schimanf; „Hygiene des Mannes“, Dr. Magnus Hirschfeld; „Vorträge und Reden“, A. Müller-Saalen; „Hygiene des Auges“, Dr. J. Borm; „Weltbilder und Weltanschauungen“, A. W. Goldschmidt. Außerdem unentgeltliche Einzelvorträge, Museumsführungen, Besichtigungen und Ausflüge.

Der Sang der Salije.

Ein Roman aus dem modernen Ägypten.

Von Willi Seidel.

„Hündinnen!“ ächzen die Töchter Ahmed-Sef-el-Dins und Ismael-Pascha-Paschens. . . . „Ihr seid geschieden!“ „Den!“ Sie vergessen sich! Was soll das!“ „Ihr seid geschieden. . .!“ Entsetzter Schrei aus zwei Kehlen: „Sind Sie ver-rückt?“ „Ihr seid geschieden. . .!“ „Ah! Ah! Nun ist es ausgesprochen! Sie werden daran denken! Sie werden daran denken! Sie werfen uns hinaus! Sie werfen uns auf die Straße! Das sollen Sie büßen! Wir gehen! Wir gehen! Ah, ah, ah!“ Sie taumeln zurück; sie umfassen sich, sie führen einander mit der zarten Rücksicht von Kindern, die sich verlost haben und sich zärtliche Treue geloben. . . . Dann schlägt die Tür hinter ihnen zu.

Gassan sitzt bei seiner Mutter. „Höre ich recht?“ sagt die Seidbe. „Wiederholen Sie mir das!“ Sie beugt sich neugierig vor. Ihre Hände fahren nervös im Schoße hin und her. „Ja, Madame,“ sagt Gassan. „Ich habe sie verstoßen.“ „Sie haben Ihre Gemahlinnen verstoßen? Sie haben die Scheidungsformel dreimal ausgesprochen?“ „So ist es.“ „Und warum?“ „Sie haben mich verhöhnt. Sie hatten keinen Respekt vor mir.“ Eine gleichgültige Gebärde: „Ah! Das ist nun vorbei.“ „Sehen Sie, Gassan-Muharram,“ sagt die Frau ganz still, „nun stellt sich doch heraus, daß meine Nähe an Sie verschwendet war. Glauben Sie mir, es war nicht leicht, diese Feiraten zu arrangieren. Nun haben Sie sich — vorausgesetzt, daß Sie noch Ehrgeiz haben! — alle Ausflüchte verborgen. Sie haben sich in das denkbar schlechteste Licht gesetzt. Ein großer Skandal wird jetzt die Folge sein — mein Gott — Welch ein Skandal!“ Sie dreht die Augen empor.

„Da, la“, sagt Gassan friedlich. „Ein Skandal? — Nach zwei Wochen wird man anderen Stoff zu Gespräch haben. Derlei passiert alle Tage.“ „Sie irren“, sagt die Seidbe. „Sie sind ein Aufseher.“ Gassan fährt zusammen und starrt sie an. „Wie?“ „Nun ja; vielleicht stehen Sie noch eine Stufe tiefer als Ihr fetiger Vater, den die Schweine fraßen. Denn er war wenigstens kein so ausgemachter Dummkopf!“ Er schwanzt ratlos empor. Er hebt die Hände: „Welche Sprache, Madame! Sie sind meine Mutter!“ „Ich bin nicht mehr Ihre Mutter!“ schreit. „Verlassen Sie mich und wagen Sie nicht, dies Haus jemals wieder zu betreten!“ „Was soll das! Was soll das!“ „Verlassen Sie mich!“ flagt sie auf. „Verlassen Sie mich“ — Die Kerben ihres Gesichtes zucken: der Paroxismus steht bevor. „Achmed! Achmed!“ Der graue Emuche rollt herein. Ihr Arm zuckt aus dem Ärmel; die blauen Punkte entblöhen sich; es ist ein erbarmungswürdig magerer Arm. . . . Gassan senkt den Kopf und geht. Ein sinnloses Blappern in höchster Fistel, vermengt mit einer hastigen, papagetenhaft hellen Stimme, Klingt verworren hinter ihm drein.

Der Sang der Salije.

Nehmen Sie das mittlere Format, sechs Schüsse. Das Magazin ist gefüllt. Mehr Patronen sind nicht erwünscht? . . . „Danke. Es genügt vorläufig. Ist er gesichert?“ „Vollkommen. Hier ist das Futteral. Zwei Pfund, wenn ich bitten darf.“ Gassan trat aus dem Laden und ging über den Operrplatz der Scharia Kamel zu. Die Faust mit dem Revolver hielt er in der Tasche. Sein Gang war nicht ganz sicher. Er setzte sich plötzlich an einen Tisch des Cafés, das dem Denmal Ibrahim Paschas gegenüberliegt. Drinnen, halb im Eingang versteckt, sah Abu-Kastus und zog wie immer mit viel Geräusch das Brettspiel. Er war mittlerweile außerordentlich fett geworden. Als er

Gassan bemerkte, rief er lustig und winkte. Gassan sah ihn stumpf an und erwiderte den Gruß dann langsam, ohne sich vom Platz zu rühren. Abu-Kastus verwunderte sich. Ein Gassenjunge kroch unter den Tisch hindurch, tippte an Gassans Schuhe und blickte fragend auf. Gassan nickte, und alsbald fiel der Junge mit seinen beiden Würfeln über die Schuhe her. Gassan freute sich, wie sie so spiegelblank unter den eiligen Händen herborgingen. Er grunzte anerkennend und gab dem Jungen, der vor Erstaunen starb, einen ganzen Schilling. Dann erhob er sich, wobei er anfangs an mehrere Stühle stieß, und ging weiter, um die Tat zu tun. „Jedenfalls sitzen sie“, dachte er, „wieder neben dem Treppenaufgang an der Balustrade. Es ist Teezeit.“ Die Sonne stach. Es war recht heiß. Er trocknete sich die Stirn. Langsam kam er an. Sa, da sah sie. Da war das helle Gesicht. Und da war jener Verfluchte. Gassan riß die Waffe heraus und schoß blind in das helle Gesicht und dann auf das weiße Planel dort oben. . . . Geschnell. . . . Geshrei. . . . die Terasse ist aufgeschweucht. . . . Entsetzte Menschen taumeln durcheinander. . . . Ein gröhlender Laut brach ihm ins Ohr: ein Zeitungsverkäufer schrie knapp neben ihm. Ein weiß beschürzter Stellner war herbeigeeilt und fragte teilnahmsvoll: „Monsieur ist unwohl geworden?“ Gassan fuhr auf. Alles war wie sonst. Nichts war geschchehen. Man plauderte leise. Musik drang aus dem Vestibül. „Ja,“ stammelte er. „Ein Schwindelanfall. Geben Sie mir ein Glas Wasser.“ Der Stellner geleitete ihn zärtlich die Treppe hinauf. Er war blond und bieder. Gassan ließ sich im Vestibül auf einen Strohsuhl niedergefallen. Er erhielt sein Wasser. Eine Stunde hindurch sah er unbeweglich dort. Dann stand er auf und ging in die Portierloge. „Verzeihen Sie“, sagte er heiter und gewinnend, „ich war im Begriff, einige Herrschaften aufzusuchen. . . .“ „Der Name?“ „Aldridge.“ Der Portier blätterte in der Liste. „Nach Luxor abgereist“, sagte er. „Heute vormittag.“ (Schluß folgt.)

